

Vision revisited. Foucault und das Sichtbare

Sebastian Scholz

Problematisierung: Theorie der Sichtbarkeiten

Gilles Deleuze hat einmal so treffend wie apodiktisch bemerkt:

„Wenn man die Theorie der Sichtbarkeiten vergisst, dann verstümmelt man die Vorstellung, die Foucault sich von der Geschichte macht, aber man verstümmelt auch sein Denken, die Vorstellung, die er sich vom Denken macht“ (Deleuze 1987, 72).

Denn, so deutet Deleuze in seiner kritischen Würdigung der Arbeiten Foucaults immer wieder an: Das Sichtbare muss, ebenso wie das Sagbare, Gegenstand einer Art „Archäologie der Gegenwart“ sein. Wissen wird stets in einem historisch bedingten Prozess des Zusammenspiels von Sagbarem und Sichtbarem bzw. der Verteilung des einen auf das andere hervorgebracht. Nur wenige wissenschaftliche Leser Foucaults haben diesen Aspekt bislang ausreichend berücksichtigt, geschweige denn systematisch produktiv zu machen versucht. Aus dem, was die Arbeiten Foucaults uns zu denken aufgegeben haben, wird im Folgenden die Frage der Sichtbarkeit herausgegriffen und zur Frage der Medien in Beziehung gesetzt, von denen Foucault keinen Begriff hatte, ja, die er nicht einmal explizit erwähnt. Und doch, so sei hier anhand einiger Überlegungen zur Sichtbarkeitsproduktion in den Wissenschaften herausgestellt, wäre eine eingehende Auseinandersetzung mit in den Arbeiten Foucaults angelegten Fragen der Sichtbarkeit und ihrer Möglichkeitsbedingungen dringend angezeigt. Die Bearbeitung oder das bloße Stellen der Frage, wie Sichtbarkeit in, durch und über Medien produziert und zugleich Medien mit-konstituiert, liefert möglicherweise zugleich einen wichtigen Beitrag zur Annäherung an einige Aporien, die in jüngster Zeit in Bildwissenschaften und Medienwissenschaft virulent sind. Dabei könnte sich herausstellen, dass diese Virulenz gleichsam bloß „in jüngster Zeit“ offen zu tage tritt, während sie eigentlich für das Verhältnis von Sichtbarkeit, Sagbarkeit, Wissen und Medien tatsächlich konstitutiv ist. Der Annäherungsversuch an dieses Bedingungs- oder Beeinflussungsverhältnis führt als Problematisierung einer quasi-natürlichen Gegebenheit des Sichtbaren mitten hinein in das Epizentrum der Debatten um die Dichotomie von Natur und Kultur, die seitens der Gender Studies seit langem geführt werden.

„Problematisierung“ avanciert zu einem zentralen Konzept im Denken Foucaults, da sie als Denkfigur das Verhältnis der beiden neuralgischen Verfahren Foucaults ordnet und

neu artikuliert, nämlich das Verhältnis von Archäologie und Genealogie. Thomas Lemke beschreibt diese Reartikulation wie folgt:

„Während die Archäologie sich mit den Formen der Problematisierungen selbst auseinander setzt, sie analysiert und beschreibt, untersucht die Genealogie die Beziehungen dieser Problematisierungsformen zu bestimmten diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken“ (Lemke 1997, 341).

Damit zielt die Problematisierung auf die Analyse der Beziehungen zwischen Denk- und Handlungsformen. Nur weil im Prozess der Problematisierung die Kontingenz und historische Bedingtheit dieser Beziehungen sichtbar gemacht wird, werden gleichzeitig andere Praktiken denkbar. Bei Foucault heißt es dazu in einem, auf Deutsch 1985 zuerst in der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ erschienenen Gespräch mit François Ewald:

„Problematisierung bedeutet nicht die Repräsentation eines präexistenten Objekts und auch nicht die diskursive Erschaffung eines nichtexistierenden Objekts. Es ist das Ensemble diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken, das etwas ins Spiel des Wahren und Falschen eintreten lässt und es als Gegenstand des Denkens konstituiert“ (Foucault 1985, 158).

Im *modus operandi* der Problematisierung muss sich eine an den Entwicklungen des Gegenwärtigen interessierte Wissenschaft zum Ziel setzen, die Rolle von Bildern als Fixierung oder Kristallisation von Sichtbarkeit genauer zu untersuchen. Nicht erst seit dem Ausrufen eines *pictorial turns* sind Bilder für die Konstitution von Wissen relevant. Ihre je spezifische Funktion in einer historisch veränderlichen epistemischen Ordnung wäre in archäologischer wie in genealogischer Hinsicht zu beschreiben. Dabei sind auch und gerade jene Bilder von Bedeutung, die nicht dem ästhetischen Regime entstammen, singulär, heilig oder besonders spektakulär sind, sondern als Schwarm des Sichtbaren täglich unseren Wahrnehmungshorizont kreuzen, ohne dabei in besonderer Weise als prägnant im Gedächtnis haften bleiben. Bilder also, die man z.B. als Visualisierungen der Wissenschaft, als „nützliche“ oder „ganz normale“ Bilder (vgl. Rolf F. Nohrs Projekt unter www.nuetzliche-bilder.de sowie Gugerli/_Orland 2002) bezeichnen könnte und die gerade deshalb als ‚authentifizierende‘, ‚verselbständlichende‘ oder ‚Evidenz generierende‘ Träger von Sichtbarkeit große Wirksamkeit entfalten. Spuren hinterlassen diese Bilder nichtsdestotrotz, denn sie formatieren den Blick und arbeiten mit an der Normierung dessen, was in einer epistemischen Ordnung zu einem gegebenen Zeitpunkt überhaupt sichtbar werden oder als visuelle Entität akzeptabel sein kann.

Wissen und / als Darstellung: Sichtbarkeit und Sagbarkeit

Folgt man der (inzwischen gängigen) Einschätzung, dass jede Wissensordnung bestimmte Darstellungsoptionen ausbildet und diese über die Möglichkeit, Konsistenz, Korrelation und Sichtbarkeit ihrer Gegenstände entscheiden (vgl. exemplarisch die Einleitung zu Vogl 1999 sowie Vogl 2002), eröffnet man damit eine Perspektive auf Wissen, die das Auftauchen neuer Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche eng mit den Formen ihrer Darstellung korreliert. Ob als Schrift, Symbol, Tabelle, Graphik oder als Bild – die Darstellungsformen oder Modi der Repräsentation sind medial konfiguriert und von einem Modus in den anderen übersetz- bzw. überschreibbar. Daher kommt der Frage des Verhältnisses von Sichtbarkeit und Sagbarkeit eine Schlüsselposition für die Untersuchung des Verhältnisses von Wissens-, Wissenschafts- und Mediengeschichte zu. Die Unterscheidung zweier heterogener Sphären – des Sichtbaren und des Sagbaren – die aufeinander irreduzibel sind, entwickelt Foucault zuerst am medizinischen Blick, sie ist auch in der „Archäologie des Wissens“ (Foucault 1973) angelegt, aber nicht weiter ausgeführt, weil diese vordringlich das Feld der Sagbarkeit problematisiert. „Überwachen und Strafen“ (Foucault 1976) geht diesbezüglich einen Schritt weiter, indem dort eine Ordnung des Sichtbaren, nämlich die panoptische, explizit beschrieben wird. Ein Rückgriff auf Foucaults (bislang zu wenig und wenn, dann meist in Fragen der Ästhetik beachtetes) Konzept der irreduziblen Heterogenität von Sichtbarem und Sagbarem in, zum Beispiel, medienwissenschaftlichen Zusammenhängen könnte Aufschlüsse, sowohl über ein spezifisch Mediales des Politischen liefern, als auch Hinweise für zukünftige Lesarten von Medien und Medialität unter Vorzeichen des Politischen. Der Bezug auf Foucault wäre produktiv zu machen, indem etwa Vorgänge der Sichtbarmachung, der Sichtbarkeitsproduktion sowie der Kopplung oder Verschweißung von Sichtbarem und Sagbarem zu einem homogenen ‚Dispositiv der Evidenz‘, in ihrer politischen Potenz und Potentialität begreifbarer werden.

Die Darstellungsformen sind in historischer Hinsicht kontingent. Ihnen eignet aber immer ein Aspekt des Medialen und sie stehen immer in einem spezifischen Verhältnis zu Verteilungen von Sichtbarkeiten und Sagbarkeiten in einer epistemischen Ordnung. Deleuze bringt den distributiven Aspekt der Konzeption Foucaults auf den Punkt, wenn er konstatiert, dass jede Schicht, jede historische Formation eine spezifische Verteilung des Sichtbaren und des Sagbaren auf sich selbst impliziert. Diese Verteilung variiert von einer Formation zur anderen, weil „die Sichtbarkeiten ihre Modalität und die Aussagen ihre Ordnung wechseln“ (Deleuze 1987, 70). Entsprechend kann man

analog zum berühmt gewordenen Befund Foucaults über die Ordnung der Aussagen – dass also jede Episteme das sagt, was sie zu einem gegebenen Zeitpunkt zu sagen im Stande ist – folgern, dass jede historische Formation all das sieht und sichtbar macht, was sie gemäß ihrer Bedingungen der Sichtbarkeit zu sehen und sichtbar zu machen vermag. Wie das Aussagesubjekt, ist hier nicht das sehende Subjekt und dessen Intentionalität Bedingung der Sichtbarkeit, diese sind vielmehr ebenfalls abgeleitete Funktionen des Sichtbaren. Die voneinander zu unterscheidenden heterogenen Sphären des Sichtbaren und des Sagbaren – also Dinge und Wörter, Sehen und Sprechen, Inhalt und Ausdruck, Sichtbares und Lesbares – die aufeinander bezogen und angewiesen, voneinander untrennbar sind und zugleich nicht aufeinander rückführbar, bilden gemeinsam historisch veränderbare „Schichten“, in denen sich die Felder überlagern, durchdringen und untrennbar voneinander koexistieren: Sichtbares und Sagbares setzen sich wechselseitig voraus. Und dennoch gibt es keine gemeinsame Form, keine Konformität oder Korrespondenz. Sichtbarkeit und Sagbarkeit sind in Form einer ‚disjunktiven Konjunktion‘ aufeinander bezogen. Wenn Wissen nach Foucault darin besteht, das Sichtbare mit dem Sagbaren zu verknüpfen, so ist Macht die hierbei vorausgesetzte Ursache. Es besteht, wie es bei Foucault heißt, „keine Machtbeziehung, ohne dass sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert“ (Foucault 1976, 39). Die Art und Weise der Verknüpfung von Sagbarkeit und Sichtbarkeit ist eine politische Frage. Notwendig ist folglich die jeweilige Bestimmung des Sichtbaren und des Sagbaren einer jeden Episteme, die die Verhaltensweisen, die Mentalitäten und Ideen überschreitet, da sie diese allererst ermöglicht (vgl. Deleuze 1987, 71).

Politiken der Medien / das Politische der Medien

Man kann somit nicht von der Politik oder dem Politischen sprechen, ohne damit zugleich auch jene Medien zu adressieren, in denen sich die Verknüpfung von Sagbarkeit und Sichtbarkeit realisiert. Viel hängt davon ab, wie diese Adressierung Medien fasst bzw. welcher Aspekt des Medialen hierbei in den Fokus gerät, ob Medien als Technologie, Kulturtechnik, Signifikationssystem, Dispositiv, Institution oder politischer Akteur gemeint sind. Folgerichtig erfreuen sich die „Politiken der Medien“ gegenwärtig vermehrter (wissenschafts-)publizistischer Aufmerksamkeit. Es zeigt sich dabei jedoch, eine gewisse unmögliche Möglichkeit, von den Medien zu sprechen (dies rückt sie in die Nähe des Ereignisses; vgl. Derrida 2003) – zumindest so davon zu sprechen, als seien ‚die Medien‘ eine immer schon vorhandene, unproblematisch in

den Blick zu nehmende Entität. Oder, als seien Einzelmedien (Buch, Radio, Film, Fernsehen, Internet etc.) trennscharf auseinander zu halten und in ihrer Spezifik zu verhandeln, wo es sich in den meisten Fällen tatsächlich um mediale Verbundsysteme oder Hybridbildungen handelt. Es erscheint also notwendig, sich zunächst einmal darüber zu verständigen, was eigentlich damit gemeint ist, wenn von Medien resp. Medien der Sichtbarmachung die Rede ist. Ein Vorschlag hierzu wäre, das Mediale der Medien im Sinne einer konstitutiven Funktion für Politiken und in engem Zusammenhang mit dem Politischen zu denken. Das heißt zunächst einmal, dass ‚die Medien‘ nicht im Sinne eines allumfassenden Pluraletantum oder eines geschlossenen und einheitlichen Feldes begriffen werden sollten und somit medienskeptizistische Setzungen (im Sinne von Aussagen wie: ‚Die Medien‘ machen mit uns, sie zeigen oder verdecken dieses und jenes in manipulativer Absicht, sie infiltrieren etc.) wenig hilfreich erscheinen. Aussagen also, die die Medienwissenschaft zwar vehement problematisiert, aber längst noch nicht hinter sich gelassen hat und sei es bloß, weil sie ständig damit konfrontiert wird. Vielmehr sind die Bedingungen der Möglichkeit eines Erscheinens von Medien zu untersuchen und die damit verbundene Frage zu stellen, wie dieses Erscheinen konstitutiv daran beteiligt ist, das Feld der Wahrnehmung zu strukturieren, indem Zonen des Sichtbaren sich herausbilden. Diese Zonen sind nie Zonen einer reinen, unberührten Sichtbarkeit, sie sind, wenn man so will, immer schon von Elementen des Sagbaren kontaminiert, weil von diesen mit-erzeugt. Gleichzeitig produziert jeder Sichtbarkeitsraum ein noch viel größeres Feld an Unsichtbarkeiten. Die Frage, was im Feld des Sichtbaren erscheint und was zum Verbleib im (Nicht-)Raum des Unsichtbaren verdammt ist, ist eine zutiefst politische bzw. richtiger: eine Frage des Politischen.

Der Zusammenhang von Sichtbarkeitsproduktion und Politik ist von zahlreichen KulturtheoretikerInnen erkannt und thematisiert worden. Ein jüngeres Beispiel stellen etwa Judith Butlers, vom 11. September 2001 ausgehende, unter dem Titel „Gefährdetes Leben“ auf Deutsch erschienene „politische Essays“ dar (Butler 2004). Diese sind von der, bereits im Vorwort eingeführten, Argumentationsfigur durchzogen, die Sphäre der Öffentlichkeit werde „teilweise von dem vorgezeichnet, was sich nicht sagen lässt und was nicht gezeigt werden kann“ (ebd., 13). Ob es sich dabei um Feindbildbestimmungen im Feld der Terrorismusbekämpfung, um die ethische Frage des Ausschlusses aus dem Bereich des Menschlichen, um den Konflikt zwischen Israel und Palästina und die prekäre Frage nach den Möglichkeiten und der Legitimation nicht-antisemitischer Israelkritik oder um das Problem der Errichtung einer paradoxalen

sichtbaren Unsichtbarkeitszone wie Guantánamo Bay handelt - stets werden, Butler zufolge, dabei „die Grenzen des Sagbaren und die Grenzen dessen, was erscheinen kann“ (ebd.) definiert. Diese bestimmen den Bereich, „in dem das politische Sprechen wirksam werden kann und in dem bestimmte Arten von Subjekten als lebensfähige Akteure auftreten“ (ebd.) bzw. sie bestimmen „die Grenzen eines öffentlich anerkannten Feldes des sichtbaren Erscheinens“ (ebd., 14).

Damit ist auf den unauflöslichen und immanenten Zusammenhang von Politik und Sichtbarkeit verwiesen. Bei Butler, und das ist eines der überraschenden Probleme ihrer Analyse bzw. ein Punkt, der vielleicht nach ergänzendem Weiterdenken unsererseits verlangt, wird die Frage dieses Zusammenhangs letztlich immer wieder im Rückgriff auf ein repressives Machtmodell beantwortet. Die Grenzziehung zwischen dem, was erscheinen und ausgesprochen werden kann und dem was ausgeschlossen bleibt, „dient als Instrument der Zensur“, denn: „Um das zu erzeugen, was die Öffentlichkeit ausmachen soll, muss man die Art, wie Menschen sehen, wie sie hören und was sie sehen, kontrollieren“ (ebd., 16).

Das ist einerseits natürlich völlig richtig und die Betonung dieses Sachverhalts ist zudem vollkommen verständlich angesichts der Sorge um eine immer schneller werdende Erosion im Bereich der Presse- und Meinungsfreiheit, in den USA wie hierzulande. Die politische Einflussnahme auf Medien, die massive Einschränkung demokratischer und eigentlich von der Verfassung geschützter Freiheitsrechte nicht nur des Einzelnen, sondern eben auch im Feld des öffentlichen Diskurses ist selbstverständlich ein politisches Problem, das nicht unthematziert bleiben darf. Damit kommt aber eine Überbetonung des manipulativen Aspekts ‚der Medien‘ ins Spiel, also ein Modell der Macht, das allein auf Kontrolle, Regulation und Repression basiert. Die ausschließliche Fokussierung auf diesen Aspekt wird jedoch dem, was Medien in politischer Hinsicht sind oder sein können, nicht ganz gerecht. Wenn Medien immer beteiligt sind an der Errichtung von Sichtbarkeitszonen und Sagbarkeitsgrenzen, so ist die Frage nach dem, was Einschluss in diese Zonen findet und was als Unsichtbares oder Unsagbares ausgeschlossen bleibt, nicht allein eine Frage unterdrückter Artikulationsmöglichkeiten, also äußerer Einflussnahmen und innerer Selbstzensur, gleichsam also eine Frage politischer Fremd- und Selbstführung oder aber Effekt der Polizeifunktion von Medien. Es handelt sich um eine Frage des Politischen der Medien, also jenes Bereichs, der als Ebene der Bedingung der Möglichkeit für das Erscheinen und Zusammenwirken von Medien und Politik fungiert, indem er das Politische mit dem Medialen verbindet. In der Rede Butlers von den Grenzen dessen, was erscheinen

kann und dessen, was sagbar ist oder sagbar gemacht wird, deutet sich schließlich bereits der unauflösbare Zusammenhang von Sichtbarem und Sagbarem an, in dem das Verhältnis von Macht und Wissen ein sehr viel komplexeres ist, als das eines bloßen Niederhaltens von Sichtbarkeiten und Sagbarkeiten durch einen politischen Träger der Macht und dessen Interessen, selbst wenn dieser nicht allein im Feld der Politik verortet ist, sondern als hegemonialisiertes gesellschaftliches Feld definiert ist.

Wenn für die Diskurse zu Sagbarkeit und Sichtbarkeit gilt, dass sie aus einer fortlaufenden Bewegung des Übergangs zwischen Heterogenitäten erst entstehen, wenn also zwischen Sichtbarem und Sagbarem und ihrer diskursiven Adressierung stets ein Oszillieren vor sich geht, so dass immer nur ein ununterscheidbarer „Brei aus Sichtbarem und Sagbarem“ (Deleuze 1987, 58) erscheint, ist es umso wichtiger, Phänomene des Sichtbaren in ihrem Werden zu beobachten. Als teils bewusst produzierte (oder reproduzierte), teils kontingent sich ereignende, ist Sichtbarkeit ein politisches Problem. Denn die sich als Brei aus Sichtbarem und Sagbarem darstellende, veränderliche historische Formation wird, auch wenn dieses zunächst selbst unsichtbar bleibt, von einem zentralen und unüberbrückbaren Paradox gebildet: Sichtbarkeit und Sagbarkeit sind vollkommen heterogen und setzen sich doch wechselseitig voraus. Der Riss zwischen beiden ist jene Lücke, in der der Hebel politischen Denkens angesetzt werden kann.

Medien arbeiten zum einen mit an diesem Riss, zum anderen siedeln sie in diesem Riss. Häufig in Form eines Kitts, der den Riss schließen oder die Fissuren kaschieren soll. Häufig genug aber wird offenbar, wie sehr Medien selbst von diesem Riss formiert sind. Das Mediale als Konstituente und Produkt dieses Risses ist also selbst nicht zu ver-orten. Ausgehend von diesem konstitutiven Riss, dieser Ununterscheidbarkeitszone in der epistemischen Formation, die der Un-Ort des Medialen ist, lässt sich die Auseinandersetzung um Sichtbarkeit und Sagbarkeit und ihre Darstellungsformen, als Ort oder eher: als Un-Ort des Politischen erahnen. Als (Un-)Ort genuiner Undarstellbarkeit ist ‚das Politische‘ Möglichkeitsbedingung der darstellbaren Politiken. Es kann vor diesem Hintergrund eine grundlegende Unterscheidung zwischen dem Politischen und den Politiken festgehalten werden, innerhalb derer ein Verhältnis gegenseitiger Erzeugung und Schwächung bestimmend ist, und zwar, weil das Politische an Prozesse der Verschiebung und Entortung geknüpft ist, während „die Politik als Herstellung und Repräsentation der Orte der Gemeinsamkeit den politischen Körper wiederum herstellt: durch Gliederung, Verortung und Platzanweisung“ (Vogl 2002, 164). In strukturanaloger Weise könnte

man das Mediale als Ent-Ortung der Medien oder umgekehrt Medien als Ver-Ortungen des Medialen begreifen. Medien, analog zu Politiken als Sorge tragende Polizeifunktion verstanden, verfahren als beständiges (und konstitutiv notwendiges) Zurückdrängen des Politischen. Dieses wiederum bedroht die mediale Ordnung als Potentialität.

Das Mediale wäre demnach etwas anderes, als die (häufig quasi-ontologische) Medialität auf der einen Seite oder ‚die Medien‘ als undifferenziertes Pluraletantum auf der anderen. Das Mediale wäre vielmehr das Moment der Intervention eines Undarstellbaren, das nicht bloß das aktuell Nicht-Darstellbare innerhalb des Registers der Repräsentation ist, sondern dieses Register erst öffnet, indem es sich als unsichtbarer Rand des Sichtbaren immer schon zurückgezogen haben muss. Dieses Moment einer Potentialität des Medialen artikuliert sich je spezifisch in dem, was mit Joseph Vogl als „Medien-Funktion“ (vgl. Vogl 2001) zu bezeichnen wäre.

Medien-Funktionen

Vogl entwickelt das Konzept der Medien-Funktion anhand des Zusammenhangs von Wissen und Medien und führt vor, dass ‚Medien‘ (also auch: Medien wissenschaftlicher Sichtbarmachung) nicht bereits als fixe Entitäten einfach vorhanden sind und man sich ihrer nur zu bedienen braucht. Wissenschaftler in naturwissenschaftlichen Disziplinen, so könnte man daran anschließend sagen, können in einer spezifischen historischen Konfiguration vom Naturwissenschaftler zum Medienwissenschaftler werden und sind damit konstitutiv an der Hervorbringung eines Mediums als Medien-Funktion beteiligt. Ein Dispositiv des Sichtbaren emergiert durch ein Medium und gewährleistet so erst und vor allem: gleichzeitig die Emergenz einer ‚Medien-Funktion‘. Um diesen Sachverhalt gerecht zu werden, wäre also ernst zu nehmen, dass es im substanziellen Sinne keine Medien gibt, sondern lediglich Medien-Funktionen in kontingenten Momenten eines „Zusammentretens heterogener Elemente [...] zu denen technische Apparaturen oder Maschinen genauso gehören wie Symboliken, institutionelle Sachverhalte, Praktiken oder bestimmte Wissensformen“ (Vogl 2001, 122). Dieses Zusammentreten entscheidet über die Emergenz einer Medienfunktion, die sich demzufolge also nicht unter der Voraussetzung eines beständigen Medienbegriffs festhalten lässt.

Am Beispiel wissenschaftlicher Sichtbarkeitsproduktion lässt sich dieser Zusammenhang gut nachvollziehen. Dies betrifft aktuell etwa nanotechnologische Visualisierungen in jenen Bereichen, die heute als „Lebenswissenschaften“ bezeichnet werden, hat seine Anfänge jedoch weit früher. Es scheint hilfreich, sich den Fragen

zeitgenössischer Sichtbarkeitsdispositive über den historischen Umweg durch die zweite Hälfte des 19. Jhs. zu nähern, um einige Kontinuitäten und Diskontinuitäten in aller Kürze zu skizzieren (für eine ausführlichere Darstellung vgl. den Artikel von Scholz 2006, auf den im Folgenden zurückgegriffen wird).

1882 bereits weist Friedrich Nietzsche in der „Fröhlichen Wissenschaft“ auf die bloße Beschreibungspotenz jedes zum Bild gerinnenden wissenschaftlichen Erklärungsversuchs hin:

„Erklärung‘ nennen wir’s: aber ‚Beschreibung‘ ist es, was uns vor älteren Stufen der Erkenntnis und Wissenschaft auszeichnet. Wir beschreiben besser, – wir erklären ebenso wenig wie alle Früheren. [...] wir haben das Bild des Werdens vervollkommenet, aber sind über das Bild, hinter das Bild nicht hinaus gekommen. [...] Wie könnten wir auch erklären! Wir operieren mit lauter Dingen, die es nicht giebt, mit Linien, Flächen, Körpern, Atomen, theilbaren Zeiten, theilbaren Räumen – , wie soll Erklärung auch nur möglich sein, wenn wir Alles erst zum Bilde machen, zu unserem Bilde!“ (Nietzsche 1988/ 1882, 472f.).

Interessanterweise fällt Nietzsche dieses Urteil zu einem historischen Zeitpunkt, an dem diese Wissenschaft, insbesondere die mit dem Ende des 18. Jahrhunderts, wie Foucault in der „Ordnung der Dinge“ zeigt, zur Geschichte der Natur gewordene Naturgeschichte (vgl. Foucault 1974, 203ff.), tatsächlich fieberhaft damit beschäftigt ist, ein neues Bild des Werdens alles Lebendigen zu entwerfen. Sie verfährt dabei gemäß naturwissenschaftlicher Konventionen im Labor und mittels Experiment und überführt die gewonnenen Daten in Graphen, Schaubilder, Skizzen oder Photographien. Zugleich macht sich jedoch der Umstand bemerkbar, dass Daten nicht in andere Darstellungsformen übersetzt, sondern allererst aus Darstellungen gewonnen werden. Die Operation mit und an Dingen, „die es nicht giebt“, führt unausweichlich zum Bilde, weil das Nicht-Sichtbare repräsentiert werden muss. Dies geschieht mit Hilfe von Medien – solchen, die auf Schriftlichkeit gründen (Texte, Tabellen, Protokolle, Formeln etc.) und solchen, die auf Sichtbarkeit basieren (Skizzen, Diagramme, und zur Zeit der Bemerkungen Nietzsches in immer stärkerem Maße: Fotografien). Der Wunsch des Forschers nach allumfassender Sichtbarmachung und/ oder Fixierung des Sichtbaren im Bild, ist dabei unabtrennbar vom Wunsch, sich selbst und die beteiligten Medien unsichtbar werden zu lassen. Die Weise, in welcher der Naturforscher sich im 19. Jahrhundert an Medien wendet, sich diesen nicht ausliefert, sondern sie als Medienfunktion selbst aktiv hervorbringt, macht eine Beschreibung von Wissensproduktion notwendig, die Medien- und Wissenschaftsgeschichte, stärker als bisher zumeist geschehend, konstitutiv aufeinander bezieht.

Es zeigt sich ein Wandel im Verhältnis von Wissen und Sichtbarkeit, den man unter Rückgriff auf Foucaults Einlassungen in der „Ordnung der Dinge“ als Aufbrechen eines historisch zuvor kontinuierlichen Raumes und als fundamentale Verschiebung in der Ordnung der Repräsentation in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts beschreiben könnte. So konnten Vertreter der klassischen Naturgeschichte, wie Carl von Linné in seiner taxonomischen Abhandlung über die Pflanzengattungen von 1737 (Linné 1737), Bilder als Medien wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion noch rundheraus ablehnen: Bilder seien bei der Bestimmung der botanischen Gattungen „bedingungslos zu verwerfen“ und allenfalls nützlich den „Knaben und denen, die mehr Köpfe als Gehirne haben“, denn „wer könnte jemals aus einem Bild irgendein festes Argument beziehen“ (Linné 1737, zitiert nach Müller-Wille 2002, 1f.)? Linné spricht Bildern jedwedes Potenzial der Theoretisierung ab, sie können seiner Auffassung nach allenfalls „Ausgangsmaterial für den taxonomischen Diskurs“ liefern, selbst jedoch nicht in diesen eintreten, weil für Linné und seine Zeitgenossen einem Bild Logizität, Wiederholbarkeit und Verallgemeinerungsfähigkeit abgehen. Wenn diese harsche Zurückweisung des Bildes im späteren Werk Linnés sukzessive zurückgenommen wird, so auch deshalb, weil sich auch hier nach und nach jene ‚Krise der Repräsentation‘ einschreibt, die zum Übergang von der Naturgeschichte zur Geschichte der Natur und zur Formation einer andersartigen Episteme führen wird. Tatsächlich scheint mit dem beginnenden 19. Jahrhundert die wissenschaftliche Skepsis einer Affirmation des Sichtbaren zu weichen, die Bilder in immer prominenterer Weise als gültige Manifestationen von Wissen im wissenschaftlichen Diskurs verankern. Dieser Prozess ist in zentraler Weise von bildgebenden Verfahren, also von Medien, geprägt und beschleunigt sich im Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit. Das von Walter Benjamin für dieses Zeitalter konstatierte tagtägliche unabweisbare Bedürfnis „des Gegenstands aus nächster Nähe im Bild, vielmehr im Abbild, in der Reproduktion, habhaft zu werden“ (Benjamin 1991/1936, 479) verschafft sich im naturwissenschaftlichen Laboratorium in besonders exzessiver Weise Geltung. Während Benjamin die Massenmedien ihrer Wiederholbarkeit wegen vom einmaligen und dauerhaften Bild unterscheiden kann, setzt die Wissenschaft genau auf diesen Effekt: Erst die Wiederholbarkeit des Experiments und seiner Fixierung in einem Bild bürgt für dessen authentischen Wahrheitsgehalt. Die Wiederholbarkeit lässt experimentell gewonnene Bildphänomene in eine epistemologische Nähe zur Sprache geraten und schreibt sie als Bild-Zeichen dem wissenschaftlichen Diskurs ein. Wissen erscheint nur, wo es repräsentiert wird und wenn es reproduzierbar ist. Die

Repräsentation ist dabei an materielle Vorrichtungen gebunden, die wissenschaftliches Wissen überhaupt erst zur Sprache, ans Licht oder eben: ins Bild bringen.

Repräsentationen des Nicht-Repräsentierbaren

Einem langen und keineswegs kontinuierlichen Prozess der Durchsetzung der Mikroskopie als Medium der Sichtbarmachung seit Beginn des 19. Jahrhunderts folgte zur Zeit der Bemerkungen Nietzsches die Kopplung von Mikroskopie und Fotografie in der Mikrofotografie. Die Verbindung von Medien der gleichzeitigen Sichtbarmachung und Fixierung des sichtbar Gemachten ist dabei höchst umstritten. Die endgültige Nobilitierung der „Photographie als Hilfsmittel mikroskopischer Forschung“, die etwa Joseph Gerlach bereits seit den 1860er-Jahren postuliert hatte (vgl. Gerlach 1863), ging keineswegs reibungslos vonstatten. Hierzu mussten Biologen erst zu Medienpraktikern und -theoretikern, Instrumente zu Medien und ‚Dinge‘ durch Selektion und Präparation zu wissenschaftlichen Objekten werden. Vor diesem Hintergrund kann der Bakteriologe Robert Koch 1881, ein Jahr vor Nietzsches Diktum zu den Bildern der Wissenschaft, zu der viel zitierten Überzeugung gelangen: „Das photographische Bild eines mikroskopischen Gegenstands ist unter Umständen wichtiger als dieser selbst“ (Koch 1881, 11). Diese Einsicht Kochs leitet eine Tendenz ein, die bis heute Gültigkeit für wissenschaftliche Erkenntnisproduktionen hat.

Wie sehr der Biologe zum Medienpraktiker werden muss, zeichnet sich im Umstand der Verzahnung und Potenzierung von Repräsentationen deutlich ab. Mikrofotografien waren nicht allein Dokumentationen, sondern selbst Objekte analytischer Arbeit, wenn sie wiederum mikroskopiert und fotografiert wurden, um den Rahmen, in dem aus technischen Gründen Vergrößerung überhaupt möglich war, von der damals üblichen 2.000-fachen Vergrößerung der optischen Mikroskopie auf bis zu 30.000-fache Vergrößerungen zu erweitern. Es waren also nicht länger mikroskopische Präparate, die Aufschlüsse über mikrostrukturelle Zusammenhänge ermöglichten, sondern die Fotografien dieser Präparate und deren wiederholte Vergrößerung (vgl. Breidbach 2002) – gleichsam durch Medien betrachtete und verzerrte und aufgeblähte Medien. Etwas pathetisch konstatiert Breidbach: Vergrößert wurde damit „nur das Bild der Welt, nicht diese selbst“ (Breidbach 2005, 120). Die Mikrofotografie ist demnach keine einfache Darstellung oder bloße Dokumentation, sondern als Medium der Sichtbarmachung die Re-Produktion eines „Bildes von Realität“; nicht Fixierung von Realität, sondern deren Bemessung durch Apparaturen, die gemäß strategischer Einsatzfelder, also *in actu*, zu Medien geworden sind.

Es zeigt sich schon hier die Brüchigkeit der Grenzen zwischen Natur und Künstlichkeit und die historische Bedingtheit von Objektivität und Evidenz: Bilder sind nicht von sich aus Funktionen der Evidenz, sondern werden dazu, wenn sie im Sinne der Evidenzproduktion adressiert werden. Als Größen der Evidenz jedoch, also in der nachträglichen Adressierung als evident, werden sie zu Abbildern einer, nun sichtbaren, Realität erklärt, die sie glaubhaft zu bezeugen haben. Es entsteht auf diese Weise ein diskursiver Zirkel der Evidentmachung des Bildes und durch das Bild. Das Bild hat einen Sachverhalt der Realität zu beglaubigen und beeinflusst damit diese Realität, was sich wiederum auf Zuschreibungen der Evidenz im Bild auswirkt. Wissens- bzw. Evidenzproduktion wird so kurzgeschlossen mit medialer Sichtbarkeitsproduktion. So verschiebt sich im Labor die Funktion des Untersuchungsgegenstands, des Präparats oder Objekts als „epistemisches Ding“ auf das Bild selbst. Das Bild dokumentiert nicht ein Objekt, es ist selbst einziges und unhintergebares Objekt der Erkenntnis geworden.

Das Prekäre derartiger Repräsentationszusammenhänge tritt in heutigen (lebens-) wissenschaftlichen Zusammenhängen verschärft hervor. Der Vergleich der Laborsituationen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und heutiger experimenteller Bedingungen in den Lebenswissenschaften zeigt, wie resistent bestimmte Problematiken der Darstellung gegenüber einem vermeintlichen technischen Fortschritt, etwa durch avancierte Verfahren nanotechnologischer, also elektronischer, nicht-optischer Sichtbarmachung, sind. Dies trifft auch und besonders dann zu, wenn diese ihre mediale, reproduktive Verfasstheit in noch stärkerer Weise auslöschen, als es Verfahren aus dem optischen Zusammenhang der Mikrofotografie je konnten. Dieses Moment der Auslöschung ist einer der Gründe für eine immer noch verbreitete Quasi-Naturalisierung des Sichtbaren, welche den komplizierten Konstruktions- und Konstitutionszusammenhang von Auge, Blick und Bild nurmehr in Momenten der Störung offenbart. Forscher, Apparatur und Objekt tragen im Labor gemeinsam zur Herstellung ‚sichtbaren‘ und damit überhaupt erst ‚wissbaren‘ Wissens bei. Skizzen, Sammlungen, Stammbäume, Diagramme, Karten, Tabellen und Kurven, (Mikro-) Fotografien und Röntgenaufnahmen dienten über die Herstellung von ‚sichtbarer Evidenz‘ der Wissensproduktion strukturell in ähnlicher Weise wie heute elektronische Visualisierungen durch computergestützte Modellierung, Tomographie oder Rastertunnelelektronenmikroskopie. Insofern werfen die neuen Verfahren nanotechnologischer Sichtbarmachung nicht gänzlich neue Fragen hinsichtlich der technischen Produktion von Erkenntnis auf, sondern radikalieren die bestehenden.

Denn auch das nicht-optische Rastertunnelmikroskop dokumentiert keine vorgängige Realität, sondern produziert und re-produziert ein ‚Bild der Realität‘, wenn es unsichtbare atomare oder molekulare Strukturen über komplizierte Wege der Zurichtung ‚elektronisch sichtbar‘ macht. Da aber beim elektronischen ‚Blick‘ des Rastertunnelmikroskops ein einfacher Abgleich mit bekannten Sichtbarkeitsphänomenen über das menschliche Auge noch weniger möglich ist, als beim mikrofotografisch fixierten Objekt, bietet dieser die Möglichkeit, das Konstruktionsmoment, das jeder Sichtbarkeit immanent ist, schärfer in den Blick zu bekommen und zu problematisieren. Das ‚elektronische Sehen‘ ist kein optisches Sehen, dem Rastertunnelmikroskop eignet nichts Skopisches, es ‚sieht‘ nichts. Vielmehr rastert eine Sonde Oberflächen im Abstand von wenigen Atomdurchmessern und eine angelegte Spannung sorgt dafür, dass zwischen Sonde und Oberfläche Strom fließt, ohne dass diese sich berühren. Dieser quantenphysikalische „Tunnelstrom“ reagiert äußerst sensibel auf minimale Veränderungen des Abstands zwischen Sonde und Probe. Über die Änderungen der Ladungszustände kann der Abstand zwischen äußerstem Sondenatom und nächstgelegenen Atom auf dem Objekt bestimmt werden. Man erhält auf diese Weise verständlicherweise kein optisches Bild, sondern misst Ladungszustände auf einem definierten Probenabschnitt, also elektronische Eigenschaften der Oberfläche. Diese werden vom Computer in Berg- und Tallandschaften aus Hell- und Dunkelwerten und damit in eine topographische Sichtbarkeitsordnung umgerechnet. Das Rastertunnelmikroskop erzeugt so eine visuelle Realität in unhintergebar, weil nicht weiter verifizierbarer Weise. Da zwischen dem, was letztlich als Bild zu sehen ist und dem Objekt selbst ein mehrfacher Übersetzungsprozess liegt, muss nach den Medien dieser Übersetzungen gefragt werden, nach dem, was zwangsläufig im Transfer an Unschärfe virulent ist.

In der Offenlegung des Prozesses der mehrfachen Übersetzung oder Umkodierung wird jeder Rest-Glaube an eine direkte oder unmittelbare Objekt-Abbild-Beziehung erschüttert. Das Bild ist ein Kompositum aus Elementen eines mehrteiligen Transferprozesses, der immer neue Unbestimmtheiten einführt: die Unschärfe des Teilchens, dessen Impuls man misst, ohne seinen Ort präzise bestimmen zu können, die kontingente Selektion eines technischen Verfahrens, die subjektive Transferleistung desjenigen, der den Versuchsaufbau festlegt und über die Präsentation des Ergebnisses entscheidet und schließlich die kulturelle Prägung der Vorstellungswelt jedes Rezipienten. Der Umstand, dass derartige Übersetzungen dennoch als ‚wahre Bilder‘, als Dokumente der realen Beschaffenheit von Atomen

adressiert und so mit funktionaler ‚Evidenz‘ versehen werden, bekräftigt Horst Bredekamps Beobachtung zum „Disjunktionsprinzip technisch produzierter Bilder“ (Bredekamp 2004, 20): Wenn von einer generellen Künstlichkeit der Naturtreue technisch produzierter Bilder auszugehen ist, also davon, dass bildlich wiedergegebene Gegenstände desto ‚natürlicher‘ oder ‚objektiver‘ wirken, je stärker ein Bild konstruiert worden ist, dann wird gerade deshalb jedweder Form digitaler Bildproduktion ein Anspruch auf höchstmögliche Naturnähe angetragen. Die digitale Bildproduktion löst jedoch am offenkundigsten den materiellen Bezug von Abbildung und Abgebildetem in eine Relation von Pixeln auf, die aufgrund vordefinierter Entscheidungen als Abbildungen bloß erscheinen (vgl. ebd.). Die Frage wäre vor diesem Hintergrund also eher, wie diese sichtbare „Erscheinung als Abbildung“ ermöglicht wird?

Dies scheint einerseits auf einem Evidenzeffekt zu beruhen, andererseits aber auch auf einem Moment der Neuaushandlung des Verhältnisses von Wahrnehmung und Eingreifen in den Wissenschaften. In lebenswissenschaftlichen Kontexten verursacht die Nutzbarmachung des Sichtbaren als ‚Evidenzmaschine‘ unablässig zirkuläre Tautologien des Verhältnisses von Sagbarkeit, Sichtbarkeit und Evidenz – vor allem dann, wenn Verfahren der Bildgebung den eigentlichen experimentellen Vorgang darstellen, wenn das in der Wissenschaftsgeschichte immer schon prekäre Verhältnis von Repräsentation und Intervention, in nanotechnologisch hochgerüsteten Laboratorien vollends ununterscheidbar wird. An der nanotechnologischen ‚Sichtbarkeit‘ wird deutlich, was auch für andere Wissensbereiche gilt: dass nämlich ein spezifisches Verfahren der Wissensproduktion immer seine eigenen Darstellungsweisen miterzeugt und in der Folge diese Repräsentationen mit dem herrschenden Bild der Realität abgleicht, wobei es zu Modifikationen dieses Bildes kommen kann. Der wissenschaftliche Diskurs gründet somit auf Repräsentationen als Prozesse historischer Praxis und der Blick in die Laboratorien des 19. Jahrhunderts sollte nicht retrospektiv vor Augen führen, was seinerzeit unter Berücksichtigung technischer Unzulänglichkeiten oder geistiger Gewohnheiten gewusst werden konnte, sondern das, was ausgehend von der Positivität der diskursiven Praktiken und ihrer (medialen) Repräsentationsformen die Existenz spezifischer epistemologischer Figurationen ermöglicht.

Damit geht zwangsläufig die Notwendigkeit einer Problematisierung des Verhältnisses von Sagbarkeit und Sichtbarkeit einher, deren Irreduzibilität im letztendlich veröffentlichten „wissenschaftlichen Faktum“ längst zum Verschwinden gebracht

worden ist. Das komplexe Verhältnis von Prozeduren wissenschaftlicher Visualisierung, einer Experimentalisierung des Sehens und der Produktion und Repräsentation eines ‚Wissens vom Leben‘ in Mikrofotografie und Nanotechnologie macht kenntlich, dass Medien nicht a priori vorhanden sind und als solche adressiert werden können. Es zeigt an, inwiefern Instrumente in historisch spezifischen, singulären Konfigurationen, im Zusammenspiel der räumlichen Ordnung des Laboratoriums, der Versuchsanordnung, des präparierten Objekts und anderer disparater Faktoren, erst zu Medien werden.

Notwendig ist folglich aber auch die jeweilige Bestimmung des Sichtbaren und des Sagbaren in einer epistemischen Ordnung und der spezifischen Konfiguration, die beide unauflöslich an Medien-Funktionen koppelt. So wäre im Anschluss an Foucault zu postulieren, dass die Einsicht in die unauflösliche Verschränktheit und zugleich ein radikales Festhalten an der Heterogenität von Sagbarem und Sichtbarem als Problematisierung jeder theoretischen Entscheidung zugunsten der einen oder der anderen Seite vorzuziehen ist. Das heißt zugleich: Notwendig ist die konsequente Verweigerung jeder Naturalisierung des Sichtbaren.

Literatur

Benjamin, Walter (1991/1936): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit [3. Fassung], In: Ders.: Abhandlungen. Gesammelte Schriften, Bd. I.2, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt am Main 1991, S. 471-508.

Bredenkamp, Horst (2004): Drehmomente - Merkmale und Ansprüche des iconic turn, In: Christa Maar/ Hubert Burda (Hg.): Iconic Turn. Die Neue Macht der Bilder. Köln, S. 15-26.

Breidbach, Olaf (2002): Representation of the Microcosm - The Claim for Objectivity in 19th Century Scientific Microphotography. In: Journal of the History of Biology 35, S. 221-250.

Breidbach, Olaf (2005): Bilder des Wissens. Zur Kulturgeschichte wissenschaftlicher Wahrnehmung. München.

Butler, Judith (2004): Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt am Main.

Deleuze, Gilles (1987): Foucault. Frankfurt am Main.

Derrida, Jacques (2003): Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen. Berlin.

Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main.

Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main.

- Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1985): Geschichte der Sexualität. In: Ästhetik und Kommunikation 57/58, 1985, S. 157-164.
- Gerlach, Joseph (1863): Die Photographie als Hülfsmittel mikroskopischer Forschung, Leipzig.
- Gugerli, David/ Orland, Barbara (Hg.) (2002): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit. Zürich.
- Hagner, Michael (1997): Zwei Anmerkungen zur Repräsentation in der Wissenschaftsgeschichte. In: Hans-J. Rheinberger/ Ders. /Bettina Schmidt-Wahrig (Hg.): Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur. Berlin, S. 339-355.
- Koch, Robert (1881): Zur Untersuchung von pathogenen Organismen, In: Mitteilungen aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamte I, S. 1-48.
- Lemke, Thomas (1997): Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der Gouvernementalität. Hamburg.
- Linné, Carl von (1737): Genera plantarum Eorumque characteres naturales Secundum numerum, figuram, situm, proportionem Omnium fructificationis Partium, Lugduni Batavorum.
- Müller-Wille, Staffan (2002): Text, Bild und Diagramm in der klassischen Naturgeschichte, in: kunsttexte.de, 4/2002 (www.kunsttexte.de/download/bwt/mueller-wille.PDF; aufgerufen am 12.03.2006).
- Nietzsche, Friedrich (1988/1882): Die fröhliche Wissenschaft, In: Friedrich Nietzsche, Sämtliche Werke: Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München/Berlin 1988, Band 3, S. 343-651.
- Scholz, Sebastian (2006): (Re-)Produzierte Sichtbarkeit. Überlegungen zur disjunktiven Verschränktheit von Wissenschaftsgeschichte und Mediengeschichte. In: Lorenz Engell/Joseph Vogl/Bernhard Siegert (Hg.): Archiv für Mediengeschichte: Kulturgeschichte als Mediengeschichte (oder vice versa)?. Weimar, S. 155-168
- Vogl, Joseph (Hg.) (1999): Poetologien des Wissens um 1800. München.
- Vogl, Joseph (2001): Medien-Werden. Galileis Fernrohr, In: Lorenz Engell/Ders. (Hg.): Archiv für Mediengeschichte – Mediale Historiographien. Weimar, S. 115-123
- Vogl, Joseph (2002): Asyl des Politischen. Zur Struktur politischer Antinomien. In: Maresch, Rudolf / Werber, Niels (Hg.): Raum, Wissen, Macht. Frankfurt am Main, S. 156-172.

Sebastian Scholz ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medienwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum. Er promoviert zur Zeit über die technische (Re-) Produktion von Sichtbarkeit am Beispiel von naturwissenschaftlichen Visualisierungen. Er ist Mitherausgeber des Bandes „Die Medialität des Traumas. Eine Archäologie der Gegenwartskultur.“ Ffm et al.: Peter Lang 2006 (mit Ralph Köhnen). In Kürze erscheint der Tagungsband „Bildkontext. Zur medialen Verfasstheit des

Politischen" (hg. mit Fabian Lettow und Alexander Pinto) in der Reihe Medien'Welten des Lit-Verlags.

Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Vortrag, der im Juni 2006 im Rahmen eines Symposiums anlässlich des 80. Geburtstags Michel Foucaults an der Ruhr-Universität Bochum gehalten wurde.

Kontakt: sebastian.scholz@rub.de